



© Rainer Sturm/pixelio.de

■ JOBMOTOR NACHHALTIGKEIT XI

Nachhaltigkeit in der Forstwirtschaft

Die Forstwirtschaft gilt als eine der Stichwortgeber der zeitgenössischen Nachhaltigkeitsdebatten. Das heißt aber nicht, dass hier die Hausaufgaben schon erledigt wären. Im Gegenteil: Es kommen ständig neue hinzu. | *Krischan Ostenrath*

Es war die blanke Not, die einmal mehr den Menschen zum Umdenken zwang. In diesem Falle der Mangel an Holz für die nachgelagerten Industriezweige, denn über Jahrhunderte hinweg hatte das einst reich bewaldete Mitteleuropa derart räuberisch mit seinen Wäldern gewirtschaftet, dass spätestens mit dem Beginn der Neuzeit Bäume eigentlich nur noch da zu finden waren, wo sie Siedlungen und Landwirtschaft nicht im Weg standen. Man kennt diesen Raubbau an Wäldern seit der Antike. Bis heute müssen die Mittelmeerstaaten leidvoll feststellen, dass es mit den vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten des

Rohstoffs Holz vorbei ist, wenn der Wald erst einmal zerstört ist.

Nachhaltigkeit in der Forstwirtschaft

Wenn nun also heute im Jahr 2013 und gerade zum dreihundersten Geburtstags des Grundlagenwerkes „*Sylvicultura Oeconomica*“ die Forstwirtschaft als Kinderstube des modernen Nachhaltigkeitsbegriffs gefeiert wird, dann ist das so richtig wie verkürzt. Denn natürlich ging es dem Verfasser Hans Carl von Carlowitz um die „naturmäßige Anweisung zur wilden Baum-Zucht“, nur dass er unter Na-

tur und ihren Funktionen eben etwas anderes verstand als wir. Wenn hier zum ersten Mal von einer nachhaltigen Nutzung des Holzes die Rede ist, dann verbindet sich damit vor allem die Aufrechterhaltung einer zentralen Ressource, nicht aber der ökologische oder gar soziale Wert des Waldes im Sinne des „modernen“ Nachhaltigkeitsbegriffs.

Und so brauchte es denn noch einmal eine ganze Weile und zahllose Monokulturen, bis sich der forstliche Nachhaltigkeitsbegriff über die Sorge um einen nachwachsenden Rohstoff hinaus erweiterte. Dass die nachhaltige Bewirtschaftung der Wälder – ganz im Sinne der Brundtland-Definition – auch etwas mit dem Schutz von Artenvielfalt, Klima, Wasserhaushalten, Böden und Erholungsräumen zu tun haben könnte, ist als Erkenntnis erst seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts gereift. Und es ist durchaus auch nicht unumstritten, wie die unterschiedlichen Funktionen zueinander in Beziehung gesetzt werden. Denn die Formulierungen des „Gesetzes zur Erhaltung des Waldes und zur Förderung der Forstwirtschaft“ von 1975 lassen den Nachhaltigkeitsbegriff letztlich unbestimmt. Das wiederum hat zur Folge, dass Holzwirtschaft und Naturschutzverbände durchaus sehr unterschiedliche Vorstellungen davon haben, wie eine nachhaltige Forstwirtschaft im Konkreten wirklich aussieht.

Besonders an zwei Beispielen wird deutlich, wie umstritten der Nachhaltigkeitsbegriff in der Forstwirtschaft nach wie vor ist. Zum einen steht seit geraumer Zeit die Novellierung des Bundes-



© Rainer Sturm/pixelio.de

waldgesetzes an, die das heiße Thema der Multifunktionalität des Waldes sicher auch anpacken müsste. In solchen Fällen duckt sich ja die politische Klasse gerne weg, um nicht von Seiten der umsatzträchtigen Holzindustrie oder der Umweltverbände Prügel zu beziehen. Die alternative Reaktion darauf ist die begriffliche Aufweichung des Gesetzestextes, was derzeit gerade bei den Verhandlungen über eine „Europäische Waldkonvention“ geschieht. Auch die deutsche Position in diesen Verhandlungen fällt weit hinter das zurück, was eigentlich in der UN-Konvention zur biologischen Vielfalt schon längst vorgegeben ist. Ganz böserartige Beobachter – süffisant titelte jüngst die taz mit „Kettensägen-Konvention“ – führen diese Aufweichungsstrategie der Bundesregierung u.a. darauf zurück, dass sich die Bundesstadt Bonn hinter den Kulissen als Sitz des Sekretariats eben dieser Waldkonvention bewirbt.

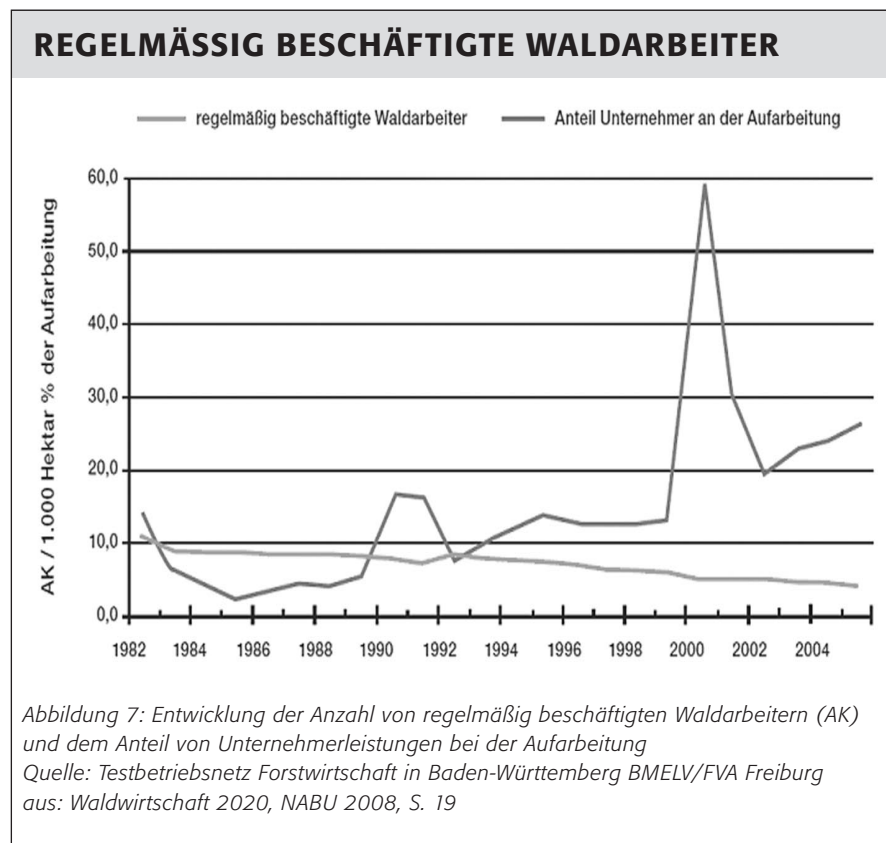
Die Dehnbarkeit des Nachhaltigkeitsbegriffs wird zum anderen auch an der Anerkennung der einschlägigen Zertifizierungssysteme deutlich. Auch in der Forst- und Holzwirtschaft bleibt ja Nachhaltigkeitsdenken solange wohlfeile Rhetorik, solange es nicht in nachprüfbar und transparente Indikatorensysteme übersetzt wird. Deshalb sind schon in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts Zertifizierungsansätze entstanden, die die unterschiedlichen Dimensionen der Nachhaltigkeit in konkrete Forderungen transformieren. Weil aber hier der Teufel im Detail steckt, ist durchaus nicht unumstritten, welches Zertifizierungssystem die „wirkliche“ Nachhaltigkeit am besten abbildet. Sind es nur die recht weitgehenden Systeme des *Forest Stewardship Council (FSC)* oder der *Natural Land* Zertifizierung, wie es zum Beispiel der NABU fordert? Oder kann man auch dem etwas schwächeren *Programme for the Endorsement of Forest Certification Schemes (PEFC)* trauen, das u.a. auf den Schreibtischen der Holzwirtschaft entstanden ist? Nebensächlich ist das durchaus nicht, denn davon hängt bei-

spielsweise die Frage ab, ob zehn oder achtzig Prozent des deutschen Wald als nachweislich nachhaltig bewirtschaftet gelten darf.

Ein paar Zahlen

Seit vielen Jahrhunderten bleibt der Anteil der bewaldeten Fläche in Deutschland bei ungefähr einem Drittel der Gesamtfläche, erst in den letzten Jahrzehnten hat es Zunahmen gegeben. Fast die gesamte Waldfläche wird auf irgendeine Weise bewirtschaftet, trotz entsprechender Forderungen vor allem aus der „Öko-Ecke“ ist der Anteil von vollständig unbewirtschafteten Waldflächen verschwindend gering. Grundsätzlich lassen sich

Nun ist nicht erst seit der Renaissance der energetischen Holznutzung mit dem nachwachsenden Rohstoff eine Menge Geld zu machen. Da aber mittlerweile die chronisch klammen öffentlichen Träger mit dem Verkauf von Waldflächen – ein Hektar Kiefernwald bringt im Verkauf bis zu fünfstelligen Gewinne – eine Einnahmequelle entdeckt haben, die sich zudem unter dem Deckmäntelchen der effizienteren Nutzung wunderbar politisch legitimieren lässt, gibt es seit Jahren Überlegungen zur Privatisierung von Waldflächen. Auf der Käuferseite stehen dabei natürlich nicht nur wohlhabende Naturliebhaber und Investoren, sondern zunehmend auch die Holzverarbeitende Industrie, die sich damit ihre Rohstoff-



die etwa 11 Mio. Hektar Wald in Privatwald (ca. 47 %), Kommunalwald (ca. 20 %) und Staatswald (ca. 33 %) unterteilen, die von privaten, kommunalen und staatlichen Forstbetrieben sowie von Forstbetriebsgemeinschaften bewirtschaftet werden.

seite absichert. Ähnlich wie in der Landwirtschaft geht damit das Erstarken von Großbetrieben einher, denn man muss schon wirklich passionierter Privatförster oder sehr cleverer Geschäftsmann sein, um als Kleinwaldbesitzer über die Runden zu kommen.

Das schlägt sich auch in der Struktur der öffentlichen und privaten Forstbetriebe nieder. Diese werden zunehmend technisch und personell rationalisiert, während die zu bewirtschaftenden Einheiten stetig wachsen. Der Preis für die Ökonomisierung der Forstwirtschaft ist klar, denn ohne den Einsatz entsprechender Dienstleister und ihrer gewaltigen Maschinenparks wäre die Waldfläche vermutlich gar nicht mehr zu gewährleisten. Mittlerweile dürfte man im Wald eindeutig mehr Harvester als Rückepferde treffen.

Der Arbeitsmarkt

Getragen wird der forstliche Arbeitsmarkt von etwa 100.000 Beschäftigten in staatlichen, kommunalen und privaten Forstbetrieben. Getrieben von den Reformen der öffentlichen Forstverwaltung hat sich der Arbeitsmarkt in den letzten Jahrzehnten sehr stark verändert. So waren in Baden-Württemberg noch in den achtziger Jahren durchschnittlich 8,7 Mitarbeiter für 1.000 Hektar Staatswald zuständig, 2005 waren es noch 3,5. In den Kommunalwäldern sank die Beschäftigungsquote im selben Zeitraum von 7,9 auf 3 Mitarbeiter/1.000 Hektar – alles nicht mehr weit entfernt von der Beschäftigungsquote im Privatwald, die mit etwa 2 durchschnittlichen Beschäftigten auf 1.000 Hektar offensichtlich die Effizienzmeslatte darstellt.

Dass der Stellenabbau im öffentlichen Bereich der eigentlichen Multifunktion des Waldes und damit einer nachhaltigen Nutzung nicht unbedingt zuträglich ist, kann man zumindest vermuten. Während die öffentlichen Forstämter – nicht zuletzt getragen von einem Jahrhunderte alten Ethos als Waldhüter und Interessensausgleicher – den unterschiedlichen Nutzungsinteressen wenigstens gerecht zu werden versuchten und sich im Zweifelsfall auch mal „vor die Bäume“ stellten, darf man von davon ausgehen, dass private Investoren vornehmlich auf die wirtschaftliche Nutzung der Ressource Holz

schielen. Auch hier kann es zwar durchaus um nachhaltige Bewirtschaftung gehen, aber der Wald in seiner Funktion für Klima-, Arten- und Bodenschutz oder gar als Ort der Umweltbildung steht hier natürlich nicht im Vordergrund. Insofern sagt der Strukturumbau der öffentlichen Forstverwaltung auch etwas über ein recht verengtes Nachhaltigkeitsverständnis aus – und solange die weichen Faktoren nicht so einfach in geldwerte Vorteile übersetzt werden können, bleiben sie gegenüber der ökonomischen Dimension immer in der Hinterhand (dazu auch das Interview mit Uwe Schölmerich).

Das gilt letztlich auch für den Arbeitsmarkt, der im Forstbereich nicht



© Sabine Schmidt/pixelio.de

gerade auf Nachhaltigkeit ausgerichtet ist. Denn einerseits nehmen Aufgaben und Anforderungen an die Fachkräfte sowohl der grundständigen als auch der akademischen Ausbildungsebene zu – Forstwirtschaft ist heute Planung, Bewirtschaftung, ökologische Aufwertung, Umweltkommunikation, Juristerei und vieles mehr. Und andererseits wird nur ein geringer Teil der FH- und Universitätsabsolventen in die mehr oder weniger auskömmlichen Beschäftigungsverhältnisse bei öffentlichen und privaten Arbeitgebern übernommen. Seit Jahrzehnten schon bilden die Fachhochschulen und Universitäten deutlich mehr Absolventen aus, als in den – eigentlich für den öffentlichen Dienst obligatorischen – Vorbereitungs- bzw. Referendariatsdienst eingestellt werden. Und wer diese Klippe genommen hat, ist noch lange nicht in einem unbefristeten Beschäftigungsverhältnis, so dass ein viel zu großer Teil der akademisch-forstlichen Nachwuchskräfte notgedrungen in benachbarte Branchen

abwandern oder sich ganz von seinem Studium lösen muss. Das allein wäre für den Einzelnen schon ernüchternd genug, trägt aber insbesondere auch nicht zur Weiterentwicklung des Nachhaltigkeitsgedankens bei, denn hier können aufgrund der engen Stellenlage viele frische Nachhaltigkeitsimpulse nicht praktisch umgesetzt werden. Ob sich die prekäre Arbeitsmarktlage in den nächsten Jahren ändern wird, ist durchaus nicht ausgemacht. Denn einerseits steht der forstliche Arbeitsmarkt unbestreitbar vor einem demographischen Wandel, andererseits sind diese Austrittswellen in den vergangenen Jahren zumindest im öffentlichen Bereich mit unschöner Regelmäßigkeit dazu genutzt worden, um das Personalgerüst weiter auszudünnen.

Kompetenzen und Qualifizierung

Ungeachtet dessen ist der Ansturm auf die forstwirtschaftlichen bzw. –wissenschaftlichen Studiengänge ungebrochen hoch, regelmäßig freuen sich die Hochschulen über mehr ein Mehr an Bewerbern gegenüber der Zahl an Studienplätzen. Auf akademischer Ebene sind die meisten der etwa zehn einschlägigen Studiengänge in Deutschland eher generalistisch ausgerichtet. Sie beinhalten Elemente aus Forstnutzung und Waldbau, Ökologie und Naturschutz, Arbeitslehre und Verfahrenstechnik, Politik und Recht, zum Teil auch aus Jagd oder GIS-/GPS-Techniken. Insbesondere die Bachelor-Studiengänge der Fachhochschulen erfreuen sich großer Beliebtheit, häufig – und aus praktischer Sicht sehr begründet – wird auch noch eine grundständige Ausbildung als Forstwirt vorgeschaltet. Dem gegenüber leiden die universitären Standorte, die sich im Zuge ihrer Profilierung auch gelegentlich spezialisiert haben, unter dem Verdacht einer gewissen Praxisferne. Speziell mit Blick auf die Nachhaltigkeitsfrage sollte man sich also sehr gut überlegen, ob man als Spezialist für besonders nachhaltige

Forstwirtschaft oder Artenschutz im Wald nicht an der Notwendigkeit einer sehr breiten Qualifizierung vorbeistudiert.

Während in anderen Wirtschaftszweigen wie beispielsweise dem Tourismus oder der Energiewirtschaft der Nachhaltigkeitsgedanke noch recht neu ist, kann die Forstwirtschaft mit einigem Recht auf eine lange Nachhaltigkeitstradition verweisen. Dementsprechend waren und sind Nachhaltigkeitsthemen konstitutiver Bestandteil des forstlichen Qualifizierungswesens – wer im ersten Semester die empfohlene Grundlagenliteratur nicht komplett gegen das kleine Handbuch der Brandrodung eingetauscht hat, sollte den Nachhaltigkeitsgedanken eigentlich mit der Muttermilch aufgesogen haben. Nichtsdestotrotz gibt es natürlich immer wieder Akzentverschiebungen. Gegenüber der traditionell starken Berücksichtigung der ökonomischen Dimension stehen heute sicherlich mehr Anteile aus Biodiversität, Klimaschutz oder Umweltbildung auf dem Lehrplan. Daraus lässt sich aber nicht ableiten, dass „Nachhaltigkeitsspezialisten“ auch aus anderen Disziplinen wie der Biologie, der Wasserkunde oder der Pädagogik automatisch gut in der Forstwirtschaft aufgehoben sind. Denn Forstwirtschaft bleibt auch in ihrer nachhaltigsten Ausprägung eine Querschnittstätigkeit, die im ständigen Ausbalancieren verschiedener Ansprüche gerade auf breites generalistisches Wissen angewiesen ist.

Auch und gerade angesichts der arbeitsmarktlichen Lage haben also diejenigen die besten Karten, die ihre Vorstellung von nachhaltiger Forstwirtschaft auf der Basis einer breiten Ausbildung und umfangreicher Zusatzqualifikationen umsetzen wollen. Ein Master in Biodiversität ersetzt nicht den Motorsägenschein, ein Aufbaustudium in Waldökologie macht die Jagdtechnik immer noch nicht überflüssig und eine pädagogische Grundqualifikation ist bei der betrieblichen Planung nicht automatisch hilfreich. Vielmehr wird ein Teil der grundsätzlich ja nicht unwichtigen „Randthemen“ in die prak-

tischen Ausbildungsphasen bzw. in die Weiterbildungslandschaft verlagert. Wenn schon im Rahmen der Bologna-Prozesse das Studium gestrafft – und nicht wenige sagen: auch theoretisiert – wird, dann bekommt der Erwerb weitergehender Fähigkeiten in Praktika, Weiterbildungen und Vorbereitungsdiensten eine größere Bedeutung. Aus der Akzentverschiebung des forstlichen Nachhaltigkeitsbegriffs ergibt sich also gerade nicht die Spezialisierung und Ausbildung entsprechender Experten. Gerade weil Nachhaltigkeit für die Forstwirtschaft kein grundsätzlich neues Thema ist, empfiehlt auch Uwe Schölmerich: „Eine breite Ausbildung, vielfältige Branchenkontakte und möglichst viele Praktikumsphasen sind immer noch die beste Voraussetzung für den Berufseinstieg.“

Perspektiven

Während in anderen Arbeitsmärkten mit der Nachhaltigkeitsdiskussion in den letzten Jahrzehnten durchaus neue Tätigkeitsfelder entstanden sind, bleibt es in der deutschen Forstwirtschaft weitgehend bei punktuellen Akzentsetzungen. Eine massenhafte oder auch nur kleinteilige Nachfrage nach Nachhaltigkeitsexperten lässt sich hier kaum nachweisen, vielmehr sind die relativen neuen Nut-



zungsaspekte des Waldes in die bestehenden Tätigkeiten und Qualifikationswege übernommen worden. Man muss nicht allzu tief im Kaffeesatz wühlen um zu prognostizieren, dass sich diese Tendenz fortsetzen wird. Schon jetzt sind zumindest die öffentlichen Teile der Forstwirtschaft weit entfernt von einer ökonomischen Engführung des Nachhal-

tigkeitsbegriffs. Das geht insbesondere den Umweltschützern natürlich nicht weit genug, wenn sie beispielsweise den vollständigen Verzicht auf forstwirtschaftliche Nutzung in mindestens zehn Prozent der Waldfläche fordern. Und in der Tat kann man sich darüber streiten, ob angesichts von Artenverlust, Klimawandel und Rückgang umweltbezogener Erlebnisräume die ökologischen und sozialen Dimensionen der Nachhaltigkeit nicht stärker betont werden müssten. Doch selbst wenn es durch Inwertsetzung der „weichen“ Funktionen oder durch verschärfte gesetzliche Vorgaben dazu kommen sollte, wird die reine „Öko-Forstwirtschaft“ eine ziemliche Ausnahmerecheinung bleiben.

Viel wird auch in arbeitsmarktlicher Sicht davon abhängen, wie sich Forstwirtschaft und Energiewirtschaft künftig miteinander verständigen. Denn die eigentlich ja sinnvolle Nutzung nachwachsender Rohstoffe für die Energiegewinnung hat mindestens über entsprechende Importe zu Auswüchsen geführt, die mit einer wohlverstandenen nachhaltigen Waldnutzung nicht mehr viel zu tun hat. Wenn nun also – nach dem Landwirt – auch noch der Forstwirt zum Energiewirt werden sollte, dann könnte es durchaus ein Erstarken derjenigen Fachkräfte geben, die sich mit der energetischen Nutzung von Holz besonders gut auskennen. Denn der Energiehunger Deutschlands ist ungebrochen und greift immer stärker auch auf den Rohstoff Holz über. Schon jetzt müsste die Forstwirtschaft eigentlich auch personell verstärkt werden, um die vielfältigen und durchaus konkurrierenden Nutzungsinteressen wieder miteinander ins Gleichgewicht zu bringen. Und mit dem Vormarsch der Bioenergie steht ein weiterer berechtigter Akteur vor der Tür, der seine Ansprüche auf den Forst anmeldet – mit der durchaus berechtigten Hoffnung auf ein massives Beschäftigungswachstum. Ob das nun die Forstwirtschaft als traditionellen „Ausbalancierer“ stärken oder schwächen wird, steht in den Sternen.

■ INTERVIEW

Einstiegschancen durch Pensionierungswelle

Herr Schölmerich, können Sie einen Unterschied zwischen der Nachhaltigkeit eines Carlowitz und der seiner aktuellen Nachfolger erkennen?

Nein, im Kern ist der Nachhaltigkeitsbegriff derselbe geblieben. Sicher haben wir heute ein viel erweitertes Verständnis der Funktionen, die ein Wald erfüllen soll. Aber auch vor dreihundert Jahren war der Begriff in der Forstwirtschaft nicht ökonomisch verengt, und heute wie damals dreht sich alles um das ständige Austarieren verschiedener Nutzungsansprüche.

Die Forstwirtschaft hat also in Sachen Nachhaltigkeit keinen Nachholbedarf?

Wir lernen immer dazu, und natürlich spielen heute soziale und ökologische Ansprüche an den Wald eine größere Rolle. Aber die Forstwirtschaft hat sich seit jeher um Ausgleich bemüht. Wo wir aber ganz sicher noch dazu lernen müssen, ist die Inwertstellung immaterieller Faktoren: Solange man Holz verkaufen kann, während die Bedeutung des Waldes für Klima, Artenvielfalt oder Erholung nur schwer zu beziffern ist, laufen wir immer Gefahr, die ökonomische Funktion überzubewerten.

Was wären denn aus Ihrer Sicht konkrete Anforderungen an eine nachhaltige Forstwirtschaft?

Nun, als Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft fordern wir beispielsweise die Abkehr von Kahlschlägen, den Verzicht auf Herbizideinsatz und vor allem die Hinwendung zu ungleichaltrigen Mischwäldern. Da hat sich zwar schon viel bewegt, aber im Sauerland und der Eifel gibt es noch viel zu tun. Man muss aber auch dazu sagen, dass sich im Wald Entwicklungen erst langsam zeigen – das intakte Ökosystem Wald entsteht nicht über Nacht. Aus einem Fichtenreinbestand kommend braucht man 30 Jah-

re, bis man einen gemischten ungleichaltrigen Mischwald hat.

Das würde bedeuten, dass letztlich jeder Job in der Forstwirtschaft etwas mit Nachhaltigkeit zu tun hat ...

Im Kern sollte das auch so sein. Ich will aber nicht bestreiten, dass es Exploitationswirtschaft im Forst oder in der Weiterverarbeitung durchaus gibt. Das ist natürlich nicht akzeptabel und denkbar schlecht mit meinem Nachhaltigkeitsverständnis vereinbar. Aber letztlich sind siebenzig bis achtzig Prozent der deutschen Waldfläche zertifiziert und damit dem umfassenden Nachhaltigkeitsgedanken nachweislich verpflichtet.

Wer also auf der Suche nach einer wirklich nachhaltigen Tätigkeit im Forstbereich ist, könnte sich an den Zertifizierungen orientieren?

Das wäre nicht der schlechteste Maßstab, schließlich verbinden sich damit nicht nur ökologische Leitbilder. FSC und PEFC garantieren ja auch soziale Standards gegenüber den Beschäftigten, also Tarifbindung und Weiterqualifizierungsrechte.

Manche Beobachter sagen, dass man schon froh sein kann, überhaupt einen Job in der Forstwirtschaft zu finden ...

... da bin ich deutlich optimistischer. Wir stehen vor einer gewaltigen Pensionierungswelle, in den nächsten zehn Jahren werden in Nordrhein-Westfalen 40 % der Forstleute in den Ruhestand gehen. Und da es in anderen Bundesländern ähnlich aussieht, rechne ich eigentlich mit relativ guten Einstiegschancen.

Wer hat denn da die Nase vorn – die Absolventen spezieller Nachhaltigkeitsstudiengänge oder forstliche Generalisten?

Ich halte die klassischen forstlichen Kompetenzen für absolut wichtig. Wer an einer Universität oder Fachhochschule das Grundlagenwissen theoretisch und praktisch mitgenommen hat und sich durch das Referendariat bzw. Anwärterjahr

durchgekämpft hat, ist für den Arbeitsmarkt sehr gut gerüstet. Das heißt natürlich nicht, dass weitergehende Qualifikationen nicht auch wichtig wären. Ohne solide Englischkenntnisse wird man heutzutage sicherlich nicht weit kommen.

Wird denn das Nachhaltigkeitsdenken in der Forstwirtschaft künftig eine noch stärkere Rolle spielen?

Das vernetzte Denken und die Balance zwischen verschiedenen Nutzungsansprüchen sind ja seit jeher Kern der forstlichen Nachhaltigkeit. Hier wird es immer wieder Verschiebungen geben, aber ich halte nichts von weiteren Spezialisierungen. Eine Biologe wird sich vielleicht besser mit speziellen Arten auskennen, und ein Ökonom wird vielleicht besser rechnen können – als Forstwirte bleiben wir Generalisten und genau das wird künftig immer wichtiger werden.

INTERVIEWPARTNER



Uwe Schölmerich leitet das Regionalforstamt Rhein-Sieg-Erft im Ballungsraum Köln-Bonn (www.wald-und-holz.nrw.de/rhein-sieg-erft).

Er hat in Freiburg im Breisgau Forstwissenschaft studiert und nach der Referendarzeit in NRW in verschiedenen Funktionen in der Landesforstverwaltung gearbeitet. Nebenamtlich lehrt er an der Uni Bonn Waldbau und Forstwirtschaft für Landwirte. Seit 10 Jahren ist er Landesvorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft in NRW (www.anw-nrw.de). Die Idee der ANW ist der Dauerwald, der stabile, gemischte und ungleichaltrige Wald, der ohne Kahlschlag, Pestizide und mit sanfter Technik bewirtschaftet wird.